



VINA JACKSON

80

DAYS

DIE FARBE DER  
ERFÜLLUNG





VINA JACKSON

**80**  
**DAYS**  
DIE FARBE DER  
ERFÜLLUNG

Aus dem Englischen von  
Gerlinde Schermer-Rauwolf,  
Barbara Steckhan,  
Thomas Wollermann,  
Kollektiv Druck-Reif

**carl's**books · ROMAN

Die Originalausgabe erschien 2012  
unter dem Titel »Eighty Days Red«  
bei Orion Books Ltd, London.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier  
*Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Copyright © 2012 by Vina Jackson  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013  
bei carl's books, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Umschlaggestaltung: semper smile, München  
Satz: Uhl + Massopust, Aalen  
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-570-58523-8

[www.carlsbooks.de](http://www.carlsbooks.de)

## UNTERWEGS

Meine Füße im Takt mit dem Herzschlag.

Der Central Park lag unter einer weißen Schneedecke. Trotz der relativen Stille war mir ständig bewusst, dass rundherum die wuchernde Stadt pulsierte, eine riesige offene Hand mit einem Flecken Landschaft mittendrin, an dessen Rändern Hochhäuser wie dreckige graue Finger die unberührte Schneelandschaft durchstachen.

Da der Schnee noch frisch und pulverig war, hörte ich ihn unter meinen Füßen leise knirschen und spürte, dass er mein Traben abfederte. Das Fehlen jeglicher Farben um mich herum schärfte meine anderen Wahrnehmungen: Den frostigen, trockenen Lufthauch auf meiner Haut empfand ich, als streichelte mich ein übernatürliches Wesen aus Eis. Der dampfende Atem vor meinem Mund erinnerte an Rauchschwaden, die kalte Luft brannte in meiner Kehle.

Ich joggte jetzt schon seit einem Monat jeden Tag – seit ich Dominiks Buch bei Shakespeare & Co am Broadway entdeckt und dann hastig verschlungen hatte, in den seltenen, gestohlenen Momenten, in denen ich allein zu Haus und nicht Simóns aufmerksamen Blicken ausgesetzt war.

Es war ein merkwürdiges Gefühl gewesen, Dominiks Roman zu lesen. Weil mir die Heldin so ähnelte. Zudem hatte er einige

unserer Gespräche in den Dialogen wiedergegeben und Szenen aus meiner Kindheit geschildert, die er aus meinen Erzählungen kannte. So beschrieb er das erstickende Gefühl, in einer Kleinstadt aufzuwachsen, und meinen Wunsch fortzugehen. Er hatte seine Hauptfigur sogar mit roten Haaren ausgestattet.

Bei all dem hörte ich Dominiks Stimme glasklar aus dem Text heraus. Seine spezielle Wortwahl, seine Anspielungen auf Bücher, von denen ich wusste, dass er sie gelesen hatte, und auf Musik, die er mochte.

Seit unserer Trennung waren zwei Jahre vergangen. Ursache war ein schreckliches Missverständnis gewesen. Ich hatte mich von meinem Stolz leiten lassen und war bei ihm ausgezogen, was ich bis zum heutigen Tag bereute. Als ich mich damals schließlich aufraffte und zu ihm ging, um die Dinge mit ihm zu klären, war er nicht mehr da. Ich hatte durch den Schlitz unter seiner Tür gespäht und gesehen, dass sich die Post auf dem Boden stapelte, das Loft ansonsten aber leer war. Seither hatte ich nichts mehr von ihm gehört.

Bis zu jenem Tag, als ich in Manhattan Joggingschuhe kaufen wollte und zufällig in der Auslage eines Buchladens seinen Roman entdeckte. Neugierig hatte ich ihn aufgeschlagen und verblüfft festgestellt, dass Dominik sein Buch mir gewidmet hatte, trotz unserer turbulenten Beziehung und ihres bitteren Endes: »Für S. Auf immer dein.«

Seither konnte ich kaum noch an etwas anderes denken.

Joggen war mein Mittel, Gefühle aus meinem Körper herauszuhämmern. Besonders im Winter, wenn alles weiß bedeckt und es in den Straßen ruhiger war als sonst. Unter all den Orten, wo ich dem Lärm und der Kakophonie der Stadt für ein Stündchen entfliehen konnte, nahm die Schneewüste des Central Parks dann den Spitzenplatz ein.

Außerdem hatte ich dort nicht Simón im Nacken und konnte die Zeit zum Nachdenken nutzen.

Er dirigierte noch immer das Gramercy Symphonia-Orchestra, wo wir uns kennengelernt hatten.

Ich war dort vor drei Jahren mit der Bailly, die Dominik mir geschenkt hatte, in den Streicherchor eingetreten. Simón, der Dirigent, hatte mich unter seine Fittiche genommen, und unter seiner Anleitung verbesserte ich mich ganz gewaltig. Dann hatte er mich ermuntert, als Solistin aufzutreten, und mich einer Agentin vorgestellt. Mittlerweile hatte ich einige Tourneen hinter mir und mehrere CDs herausgebracht.

Unsere Beziehung war beruflicher Natur gewesen, obwohl wir hin und wieder ein bisschen miteinander geflirtet hatten. Ich wusste, dass Simón in mich verliebt war, und ich hatte ihn nicht entmutigt, auch wenn bis zu meinem Zerwürfnis mit Dominik nichts zwischen uns lief. Zu jenem Zeitpunkt war ich auf Tournee gewesen und hatte, ohne eine eigene Bleibe, nicht gewusst, wohin. Simóns Wohnung nahe am Lincoln Center mit dem ausgebauten Probenraum kam da wie gerufen und schien mir viel praktischer als ein Hotel.

Doch dann tauchte Dominik ab, und aus ein paar Nächten mit Simón waren im Handumdrehen ein paar Jahre geworden.

Ich hatte es glücklich und zufrieden einfach geschehen lassen. Simón war ein angenehmer Mensch, und ich mochte ihn, liebte ihn sogar. Unsere Freunde nahmen es begeistert auf, als sie hörten, dass wir ein Paar waren. Der virtuose junge Dirigent und die vielversprechende Violinistin, das wirkte so stimmig. Nachdem ich viele Jahre lang bewusst als Single gelebt hatte oder mit jemandem zusammen gewesen war, den weder meine Freunde noch meine Familie für den Richtigen hielten, schien sich plötzlich alles zu fügen.

Ich fühlte mich akzeptiert. Normal.

In einer Abfolge von Proben und Auftritten, Studioaufnahmen, der Aufregung, als mein erstes Album auf den Markt kam und dann das nächste, rauschte das Leben an mir vorbei. Heimelige Partys, Weihnachts- und Thanksgiving-Essen mit Freunden und Verwandten. Wir wurden sogar in einigen Zeitschriftenartikeln erwähnt und als New Yorks goldenes Musikerpaar bezeichnet. Ein Foto zeigte uns nach einem Konzert in der Carnegie Hall Hand in Hand, ich hatte den Kopf an Simóns Schulter gelegt, sodass sich meine roten Locken mit seinen dunklen mischten. Das lange schwarze Samtkleid, das ich trug, war im Rücken tief ausgeschnitten.

Dieses Kleid hatte ich auch bei meinem ersten Konzert für Dominik getragen, als ich in dem Musikpavillon von Hampstead Heath Vivaldis *Vier Jahreszeiten* spielte.

Dominik und ich hatten damals eine Abmachung getroffen. Er würde mir eine neue Geige kaufen – meine alte war in der U-Bahn-Station Tottenham Court Road bei einem Tumult zu Bruch gegangen –, wenn ich für ihn im Pavillon und später noch einmal bei einem sehr viel privateren Auftritt, dann allerdings nackt, musizierte. Ein unverfrorenes Ansinnen von einem Fremden, doch die Idee hatte mich in einer Weise erregt, die ich mir damals nicht erklären konnte. Dominik hatte etwas in mir erkannt, das ich selbst erst noch entdecken musste. Eine schamlose Begierde, die ich nicht einmal ansatzweise erkundet hatte. Eine Seite von mir, die mir seither sowohl Lust als auch Schmerz bereitete.

Dominik stand zu seinem Wort und ersetzte meine alte kaputte Geige durch die Bailly, auf der ich seither bei all meinen Konzerten spiele, während ich zum Üben oft Ersatzinstrumente nehme.



Simón hatte mir unbedingt eine neue Geige kaufen wollen. Er zog modernere Instrumente vor, die einen klareren Ton hatten, und fand, ich sollte den Wechsel zu einem härteren Klang wagen. Doch vermutlich wollte er nur, dass es in meinem Leben nichts mehr gab, das mich ständig an Dominik erinnerte. Natürlich hatte ich unterdessen genügend Angebote von Musikmäzenen und Geigenbauern bekommen, sodass ich die Bailly schon zehnmal hätte ersetzen können.

Aber Dominiks Geschenk war ein Stück Heimat für mich. Kein anderes Instrument hatte denselben Klang, dasselbe ideale Gewicht in meiner Hand, denselben perfekten Sitz, wenn ich es unters Kinn legte. Beim Spielen auf der Bailly dachte ich zwangsläufig an Dominik, und ebendiese Gedanken führten mich in die Sphäre, in der ich beim Musizieren am besten war: wenn ich wegdriftete, mein Körper Oberhand über den Geist gewann, mein Verstand sich zurückzog und mich einem Wachtraum überließ, in dem die Musik lebendig wurde. Dann musste ich nicht mehr spielen, sondern mich nur noch dem Traum hingeben. Meine Bogenhand strich dann von ganz allein über die Saiten.

Überrascht sah eine Frau mich an. Sie trug eine dicke Jacke, hatte die Kapuze als Schutz vor der Kälte eng ums Gesicht gezogen und schob einen knallblauen Kinderwagen mit einem warm eingepackten Baby vor sich her. Ein anderer Jogger, von Kopf bis Fuß in leuchtend gelber Thermokleidung mit reflektierenden Streifen, warf mir im Vorbeilaufen einen wissenden Blick zu.

Simón hatte mir zu Weihnachten unter anderem eine Laufausrüstung geschenkt. Vielleicht wollte er mir damit signalisieren, dass er nun endlich aufhören würde, mir ständig ein Fitnessstudio zu empfehlen. Er mochte es nämlich nicht, wenn

ich im Central Park lief, insbesondere am frühen Morgen oder spätabends, und führte Statistiken an, aus denen hervorging, wie groß die Gefahr war, dass eine Joggerin im Central Park überfallen wurde – offenbar war das Risiko montagsmorgens um sechs für Frauen mit blondem Pferdeschwanz am höchsten. Damit sei ich doch fein raus, erwiderte ich, als Rothaarige, die um sechs Uhr morgens garantiert noch nicht aufgestanden war. Aber er ließ nicht locker.

Neben Designer-Thermohandschuhen und einem Set aus langer Hose, Hemd und Jacke gehörten zu dem Geschenk auch die teuersten Laufschuhe, die auf dem Markt waren, obwohl ich mir gerade erst selbst welche gekauft hatte.

»Wenn du auf eine vereiste Stelle kommst, rutschst du aus«, hatte er gesagt.

Ich trug die Schuhe, damit er glücklich war, ersetzte die weißen Schnürsenkel jedoch durch rote, sodass wenigstens ein Schuss Farbe dabei war. Und ich zog die Handschuhe an. Doch die Thermojacke ließ ich meistens zu Hause. Selbst im Winter lief ich am liebsten nur im ärmellosen Trikot. Anfangs war es immer barbarisch kalt, und der Wind piekte mir in die Haut wie ein Nagelbrett, doch bald wurde mir wärmer, und dann genoss ich die frische Luft und den kalten Wind, der mich anspornte, schneller zu laufen.

Wenn ich nach Hause kam, war meine Haut unweigerlich knallrot, und manchmal waren auch meine Finger trotz der Handschuhe geschwollen, als hätte ich mich in der Kälte verbrannt.

Dann nahm mich Simón in die Arme, küsste mich, um mich zu wärmen, und rieb mir die bloßen Arme und Schultern, bis mir die Haut wehtat.

Alles an ihm war warm: seine kaffeebraune Haut, die er sei-

ner halbvenezolanischen Herkunft verdankte; seine großen braunen Augen; seine dichten Locken; sein großer Körper. Er maß beinahe einen Meter neunzig und hatte, seit wir zusammen wohnten, ganz allmählich an Gewicht zugelegt. Das hieß keineswegs, dass er dick geworden war, doch die gemeinsamen Abendessen und die zusammen geleerten Flaschen Wein auf dem Sofa, wenn wir uns eine DVD ansahen, hatten den ehemals schlanken Mann stämmig werden lassen, und das leichte Polster ließ seinen Körper noch weicher erscheinen. Auf seiner Brust wucherte ein dichter dunkler Haarpelz, durch den ich ihm zu gern mit den Händen fuhr, wenn wir zusammen im Bett lagen, nachdem wir gevögelt hatten.

Seine Erscheinung war fast schon übertrieben männlich, sein Verhalten ausgesprochen liebevoll. Unsere beiden gemeinsamen Jahre ließen sich am ehesten mit einem entspannenden Schaumbad vergleichen. Die Beziehung mit ihm war wie die Heimkehr nach einem langen Arbeitstag, wenn man den Flanellpyjama und alte Socken anzog. Es ist schon eine besondere Erfahrung, mit einem Mann zusammen zu sein, der einen bedingungslos und ohne jeden Zweifel liebt. Mit Simón hatte ich jemanden, der sich um mich kümmerte, mich beschützte, mich besänftigte.

Und mich langweilte.

Meine unterschwellige Unzufriedenheit mit unserer Beziehung bekämpfte ich mit meinen Hobbys. Ich arbeitete wie der Teufel. Spielte Geige, als ob jedes Konzert mein letztes wäre. Lief den New-York-Marathon. Ich lief und lief und lief. Ständig lief ich fort, doch stets kehrte ich auch wieder nach Hause zurück.

Bis ich Dominiks Buch gelesen hatte.

Seither wollte seine Stimme in meinem Kopf nicht mehr verstummen.

Angefangen hatte es, als ich seinen Roman verschlang und es mir so schien, als würde ich einem Hörbuch lauschen.

Anschließend wurde ich von einer wahren Flutwelle von Erinnerungen überrollt.

Unsere Beziehung war von Sex geprägt gewesen, jedoch nicht dem häufigen, liebevollen Sex, den ich mit Simón hatte.

Dominik war ein Mann mit dunkleren Begierden als der Durchschnitt, und unser Zusammensein war wie eine Erleuchtung für mich gewesen. Wir setzten Fantasien in die Tat um, von denen ich zuvor nicht einmal geträumt hatte, und erlebten dabei unermessliche Lust. Er forderte mich auf, Dinge zu tun, die andere Menschen nicht einmal im Flüsterton erwähnten. Auf sein nachdrückliches Beharren hin – und nicht aus Wagemut – erlaubte ich ihm, meinen Körper nach Belieben zu benutzen; ich unterwarf mich eher mental als körperlich in einem seltsamen Spiel, in dem wir beide Komplizen waren, auch wenn es für Außenstehende so aussehen musste, als ließe ich mich von ihm beherrschen.

Beim Sex war Simón das glatte Gegenteil von Dominik. Ihm gefiel es, wenn ich oben war, und so endeten die meisten unserer gemeinsamen Abende damit, dass ich ihn ritt und zugleich versuchte, mich nicht von Gedanken an meine Arbeit oder an Einkaufslisten ablenken zu lassen oder auf die weiße Hochglanzwand hinter dem Kopfteil zu starren.

Als in meiner Hosentasche das Handy surrte, machte ich einen überraschten Satz und wäre fast auf einer vereisten Stelle ausgerutscht. Da nur wenige Menschen die Nummer kannten, wurde ich auch nur selten angerufen, und dann meistens von meiner Agentin oder von Simón. Er allerdings wusste, dass ich joggen war, und rief mich höchstens an, um mich zu bitten, etwas zum Frühstück mitzubringen, etwa einen der zuckrigen

Doughnuts aus dem Deli an der Ecke Lexington Avenue und 56th Street, die er liebend gern in seinen Kaffee stippte.

Hastig zog ich mir einen Handschuh von den Fingern, die so eiskalt waren, dass mir das Handy fast aus der Hand gegliitten wäre. Der Anruf kam aus Neuseeland, die Nummer war jedoch nicht unter meinen Kontakten gespeichert.

Eher zögerlich nahm ich den Anruf entgegen. Mit meiner Familie sprach ich nur sehr selten am Telefon. Wir waren einfach nicht die kommunikativen Typen und tauschten uns lieber per E-Mail oder Skype aus. Außerdem war es in Neuseeland schon spät am Abend.

»Hallo?«

»Hey, Sum, wie geht's, wie steht's?«

»Fran?«

»Erkennst du mich etwa nicht mehr, Schwesterherz? So lange ist es nun auch nicht her.«

»Natürlich erkenne ich dich. Ich hatte nur nicht mit dir gerechnet. Wie spät ist es bei euch?«

»Ich konnte nicht schlafen. Und habe nachgedacht.«

»Pass bloß auf, dass dir das nicht zur Gewohnheit wird.«

»Ich möchte dich besuchen.«

»In New York?«

»Um ehrlich zu sein, lieber in London, aber in der Not frisst der Teufel Fliegen. Mir geht Te Aroha auf den Geist.«

Nie hätte ich damit gerechnet, solche Worte aus dem Mund meiner älteren Schwester zu hören. Zwar fiel sie in unserem Heimatstädtchen Te Aroha auf wie ein bunter Hund und passte in meinen Augen überhaupt nicht in eine kleinstädtische Umgebung, aber inzwischen hatte sie mit ihren dreißig Jahren ihr ganzes Leben dort verbracht. Seit Ende ihrer Schulzeit arbeitete sie in der örtlichen Bankfiliale, also zirka zwölf Jahre in

praktisch demselben Job. Angefangen hatte sie am Schalter, dann hatte sie sich zur Teamleiterin und schließlich zur Anlageberaterin hochgearbeitet, ohne außer den bankinternen Schulungen eine Ausbildung absolviert zu haben. Ich war die Einzige aus meiner Familie, die eine Hochschule besucht hatte, allerdings auch nur für ein Jahr.

Ich sah sie lebhaft vor mir. In New York war es Samstagvormittag, also würde es bei ihr mitten in der Nacht von Samstag auf Sonntag sein. Bestimmt saß sie in kurzen Jeans und einem neonfarbenen, löchrigen T-Shirt im Punk-Stil der Achtziger in ihrem Cottage und zappelte herum, wie sie es immer tat, fuhr sich mit der Hand durch das kurz geschnittene, wasserstoffblond gefärbte Haar oder wickelte sich eine Stirnfranse um den Finger. Wahrscheinlich war es heiß, denn in Neuseeland war jetzt Hochsommer. Allerdings zog es in ihrem alten Häuschen, und in Te Aroha war es immer ein bisschen kühler als anderswo, als läge das ganze Städtchen im Schatten des Bergs.

»Wie kommt's?«, fragte ich sie. »Ich dachte, du bleibst für immer dort.«

»Nichts dauert ewig, oder?«

»Nein, aber es ist doch ein gewisser Sinneswandel deinerseits. Ist irgendwas passiert?«

»Ich weiß nicht, ob ich's dir erzählen soll. Mum hat mir abgeraten.«

»Um Himmels willen, jetzt rück raus damit. So kannst du mich nicht hängen lassen.«

Inzwischen schritt ich nur noch flott voran, und da mir dabei der federnde Schwung des Joggens fehlte, rutschte ich ständig aus. Außerdem fror ich ohne die anstrengende, wärmende Bewegung. Die Finger meiner nicht mehr behandschuhten Hand waren durch die Kälte knallrot und fingen zu pochen an.

»Fran, ich bin gerade mitten im Central Park, bei Minusgraden. Wenn ich nicht sofort wieder losrenne, erfriere ich. Aber ich kann nicht gleichzeitig laufen und reden. Also spuck's aus, und ich rufe dich zurück, sobald ich wieder zu Hause bin.«

»Mr. van der Vliet ist gestorben.«

Das sagte sie so sanft, als wollte sie den Schlag abmildern, den sie mir damit versetzte.

»Dein Geigenlehrer ...«, setzte sie hinzu, um die Stille zu durchbrechen, die sich zwischen uns ausbreitete.

»Ich weiß, wer er ist!«

Dabei blieb ich stehen. Die eisige Luft umfing mich wie eine Decke aus Stahl.

Fran am anderen Ende der Leitung sagte nichts.

»Wann? Was ist passiert?«, brachte ich schließlich heraus.

»Das wissen sie nicht. Man hat seine Leiche im Fluss gefunden, dort wo seine Frau umgekommen ist.«

Mr. van der Vliets Frau war an dem Tag gestorben, an dem ich geboren wurde. Es hatte geregnet, und als sie auf dem Heimweg von Tauranga durch die Karangahake-Schlucht fuhr, war ihr Auto auf der nassen Straße ins Rutschen geraten. Sie verschätzte sich in einer der engen Kurven und kollidierte mit einem entgegenkommenden Laster. Dem Fahrer des anderen Fahrzeugs fehlte nichts, er hatte nicht einmal einen Kratzer abgekriegt, aber Mrs. van der Vliets Wagen kam von der Straße ab, überschlug sich und stürzte in den Fluss. Noch ehe ihr jemand zur Hilfe eilen konnte, war sie ertrunken.

»Wann?« Das Wort blieb mir in der Kehle stecken wie ein großer Wattebausch.

»Vor fast zwei Monaten«, flüsterte Fran. »Wir wollten es dir nicht sagen, damit es dich nicht umwirft und du deine Auftritte

vermasselst. Mum und Dad hatten Angst, du würdest alles stehen und liegen lassen, um zur Beerdigung zu kommen.«

»Ja, ich wäre gekommen.«

»Ich weiß. Doch was hätte es geändert? Er war tot, ob du nun hier warst oder nicht.«

Wie die meisten Neuseeländer, die ich kenne, ist auch Fran praktisch und pragmatisch durch und durch. Doch trotz ihrer zwingenden Logik kam es mir vor, als würde mir das Herz wie in einem Schraubstock zusammengedrückt.

Mr. van der Vliet musste in den Achtzigern gewesen sein und war vermutlich nie über den Tod seiner Frau hinweggekommen. Für mich aber war der stille, bescheidene Mann in meiner Kindheit ein Fels in der Brandung gewesen. Obwohl er die meiste Zeit seines Erwachsenenlebens in Neuseeland verbracht hatte, hatte man stets den klaren holländischen Akzent herausgehört, wenn er mit seiner sanften, aber entschiedenen Stimme korrigierte, wie ich den Bogen hielt, oder mich nach einem gelungenen Stück lobte.

Die Kunst des Geigenspiels hatte ich vorwiegend dadurch erlernt, dass ich genau beobachtete, wie sein langer und entsetzlich dünner Körper lebendig und geschmeidig wurde, sobald er ein Instrument hielt. Er spielte, als wäre er durch eine Tür an einen anderen Ort gegangen und dort zu einem völlig anderen Mann geworden, zu jemandem, der überhaupt nicht mehr linkisch war. Ich versuchte zu imitieren, wie er die Musik buchstäblich zu leben schien, und bald fand ich heraus, dass ich weit besser spielen konnte, wenn ich die Augen schloss und die Melodie mit jeder Faser meines Körpers aufsaugte, als sie einfach nur vom Blatt zu lesen.

Allerdings war Mr. van der Vliet nicht der Grund gewesen, dass ich mit dem Geigenspiel begonnen hatte. Dafür waren



mein Vater und seine Schallplatten verantwortlich. Aber Hendrik van der Vliet war zweifellos der Grund, dass ich dabeigeblichen war. Auf den ersten Blick wirkte er sehr streng, doch er hatte eine weiche Ader, die hin und wieder durchschien. Ich verbrachte einen Großteil meiner Kindheit und Jugend damit, mein Bestes zu geben, um ihm ein seltenes Lob zu entlocken, und das hieß üben, üben, üben, bis meine Finger wund waren.

»Summer? Bist du noch dran? Alles in Ordnung?«

Ihre Worte drangen aus der Ferne zu mir wie ein Echo.

»Fran, ich ruf dich zurück, ja?«

Ich drückte auf »Anruf beenden« und steckte das Handy wieder in die Hosentasche, ohne ihre Antwort abzuwarten.

Dann stöpselte ich meine Kopfhörer ein und drehte die Musik laut auf. Emilie Autumns »Fight Like a Girl«. Mr. van der Vliet hätte es gehasst. Er hatte immer versucht, mich zur klassischen Musik zu lenken, und war enttäuscht gewesen, als ich das Studium schmiss und nach London ging.

Vor meinem inneren Auge sah ich sein Gesicht unter der Wasseroberfläche. Hatte er einen Unfall gehabt? Einen Herzinfarkt, und das zufällig am selben Ort, an dem seine Frau gestorben war? Das bezweifelte ich. So viel ich wusste, hatte Mr. van der Vliet nie auch nur eine Erkältung gehabt. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass er krank war. Er musste es absichtlich getan haben, auch wenn ich ihn nicht für den Typ hielt, der sprang. Das war zu spontan für ihn. Wenn er sich entschieden hatte, endgültig von uns zu gehen, dann auf eine Weise, in der er in jedem Augenblick die Kontrolle über sein Hinscheiden behielt. Wahrscheinlich war er ins Wasser gegangen.

Vor mir lief ein Film ab. Mr. van der Vliet trug seinen Sonntagsanzug, dazu ein weißes Hemd. Vielleicht war es derselbe dunkelolivgrüne Anzug mit Weste, den er bei dem Konzert ge-

tragen hatte, das ich in Te Aroha in der Schulaula gab, als mich meine Solotournee vor zwei Jahren durch Neuseeland und Australien führte. Er hatte wie ein Grashüpfer ausgesehen, als er seine Glieder ungelenk zusammenfaltete, um sich auf einen der kleinen Holzstühle zu setzen, mit denen die Aula bestuhlt worden war. Seine papierdünne Haut sah aus, als würde sie im Wind rascheln wie dürres Laub.

Er watete einfach Schritt für Schritt in die Fluten und entspannte sich. Vermutlich hatte er es spätabends oder sehr früh am Morgen getan, bevor sich Urlauber, Wanderer und Kinder am Fluss tummelten, die sich mit aufgepumpten Schlauchreifen von der Strömung bis nach Paeroa treiben ließen, wo der Ohinemuri in den Waihou mündet.

Mr. van der Vliet hatte zu der Handvoll Menschen in Neuseeland gezählt, die nicht schwimmen können. Er hatte es nie lernen wollen und war selbst an heißen Tagen lieber auf dem trockenen festen Land geblieben. Da er keinerlei Fettschicht hatte, musste er wie ein Stein auf den Grund des Flusses gesunken sein.

Als ich nach Hause kam, rannen mir Tränen über die Wangen. Ich trauerte um Mr. van der Vliet, und das umso mehr, als ich nichts von seiner Beerdigung gewusst hatte und mich nicht hatte verabschieden und ihm für alles danken können, was er für mich getan hatte.

Simón, das Gesicht von seinem langen, dichten Haar eingerahmt, saß auf einem der Barhocker am Frühstückstresen und las Zeitung. Zu einer alten, zerrissenen Jeans trug er ein Iron-Maiden-T-Shirt. Wie immer genoss er die Gelegenheit, sich leger zu kleiden und sich nicht in den Frack zwingen zu müssen, der ihm meiner Meinung nach großartig stand. Ich fand, er

sah darin wie eine Kreuzung aus Werwolf und Vampir aus, er aber hasste ihn und fühlte sich wie in einer Zwangsjacke.

Kaum hatte ich den Raum betreten, sprang er auf und nahm mich in die Arme.

»Fran hat angerufen«, sagte er. »Es tut mir so leid, Baby.«

Ich lehnte mich an ihn und vergrub meinen Kopf an seiner Schulter. Er roch wie immer nach Muskat und Zimt, den Duftnoten seines Aftershaves, das er benutzte, seit ich ihn kannte. Mittlerweile war dessen intensiver, holziger Geruch für mich zusammen mit seiner festen Umarmung gleichbedeutend mit Trost und Behagen.

»Ich wusste gar nicht, dass sie unsere Festnetznummer hat«, sagte ich dumpf.

»Ich habe sie ihr an Weihnachten gegeben.«

Simón hatte so viel mehr Familiensinn als ich. Zwar stritt er mit seinen Geschwistern bis aufs Messer, und gelegentlich auch mit seinen Eltern, doch er telefonierte mit ihnen allen mindestens einmal pro Woche. Meine Familie und ich vertrugen uns gut, aber es konnte leicht ein halbes Jahr vergehen, ehe wir voneinander hörten.

Ich blickte auf und küsste ihn. Er hatte volle Lippen und an den meisten Tagen Kinnstoppeln. Während er meinen Kuss leidenschaftlich erwiderte, zog er mich sanft in Richtung Schlafzimmer, schob seine Hände unter mein Trikothemd und öffnete die breiten Verschlüsse meines Sport-BHs.

Mittlerweile kannte er eine meiner Eigenarten. Wenn ich niedergeschlagen war, wollte ich – vorausgesetzt, dass nicht er der Grund meines Kummers war – nichts lieber als Sex. Ich wusste, dass diese sehr spezielle Form des Trostes nur bei mir und vielleicht einer sehr kleinen Minderheit von Frauen wirkte. Aber Sex erdete mich auf eine Weise wie sonst nichts

und war neben meinem Geigenspiel das Einzige, das mir Frieden schenkte.

Er zog mir die Jogginghose herunter und schob seinen Finger in mich hinein. Sofort zuckte das vertraute Gefühl der Lust meinen Rücken hoch.

»Ich muss duschen«, protestierte ich. »Ich bin völlig verschwitzt.«

»Nein, musst du nicht«, widersprach er entschieden und schubste mich aufs Bett. »Du weißt, wie sehr ich es mag, wenn du so bist.«

Das stimmte, und er versuchte es mir häufig zu beweisen. Simón gefiel ich, wie ich war, in welchem Zustand ich mich auch gerade befand, und diese Tatsache bestätigte er immer wieder, indem er mich dadurch aufweckte, dass er seinen Kopf zwischen meinen Schenkeln vergrub oder sich auf mich stürzte, wenn ich vom Sport kam.

Er war ein leidenschaftlicher Mann, der Sex genoss und alles tat, um mich zu befriedigen, aber wir hatten im Schlafzimmer nun einmal unterschiedliche Vorlieben. Keiner von uns gab gern den Ton an.

Simón war einfach nicht der dominante Typ, und ich vermisse den festen, fast eiskalten Griff von Dominik und anderen Männern wie ihm. Ich wollte ans Bett gefesselt werden, wollte, dass jemand seine verruchten Spiele mit mir trieb. Simón hatte es zwar versucht, doch er war nie damit klargekommen, dass er mich vielleicht ernsthaft verletzen könnte. Und selbst im Spaß könne er eine Frau nicht schlagen oder fesseln, hatte er gesagt. Spanking, was ich beinahe am meisten genoss, war daher ausgeschlossen.

Er war ein guter Kerl. Ich wusste, dass er es lieber mochte, wenn ich oben lag, als umgekehrt, dennoch nahm er mir zu-

liebe diese Position ein. Und weil von Beginn an das leise Gefühl an mir nagte, dass mir etwas in unserer Beziehung fehlte, war ich ständig zerknirscht. Es war wie eine Wunde, die nicht heilen wollte, ein Stich, der nicht aufhörte zu jucken.

Was hätte ich darum gegeben, eine der Frauen zu sein, die mit dem Üblichen glücklich und zufrieden waren! Dabei bekam ich sogar mehr als das Übliche. Ich hatte nicht nur einen netten, sondern einen wundervollen Mann, und obendrein hatten wir tolle Freunde, waren bei bester Gesundheit und erfolgreich in unserem Beruf. Dennoch flüsterte mir unentwegt eine leise Stimme ins Ohr, dass dieses Leben nicht das war, das ich gewollt hatte, und auch nicht das, das zu mir passte.

Simón wollte heiraten und Kinder haben, ich nicht. Es war das Einzige, worin sich unsere Ansichten grundlegend unterschieden und was sich nicht lösen lassen würde. Jedes Mal, wenn ich ihn vor einem Juweliergeschäft mit Verlobungsringen in der Auslage stehen sah oder er auf der Straße ein Kleinkind anlächelte, empfand ich den reinen Horror. All die Dinge, die ihn für immer glücklich und zufrieden machen würden, jagten mir Angst ein. Manchmal hatte ich mitten in der Nacht, wenn ich nicht durch meine Arbeit oder ein gesellschaftliches Ereignis oder das Joggen in kalter Luft abgelenkt war, das Gefühl, jemand hätte mir ein Gewicht um den Hals gehängt oder einen Heiligenschein aufgesetzt, der zu schwer war, um ihn tragen zu können. Dann kam es mir so vor, als würde mich die Last meines Lebens zermalmen.

Zwei Wochen vergingen, in denen ich immer wieder von tosendem Wasser und von Dominiks Stimme träumte.

Morgens schreckte ich hoch, als hätte mich ein Löwe aus dem Schlaf gebrüllt.

Trotz meiner Ängste und Befürchtungen verstrich die Zeit, wie sie es immer tat. Ich joggte täglich, übte, nahm mit anderen Paaren, meist aus der Welt der Musik, an Abendgesellschaften teil. Doch ich hatte das Gefühl, ziellos dahinzutreiben wie ein Schiff ohne Ruder, als würde mein Leben sich ganz allmählich immer mehr in nichts auflösen.

Fran rief weiterhin zu den merkwürdigsten Tages- und Nachtzeiten an. Das war wohl ihre Art zu überprüfen, wie es mir ging, überlegte ich. Wir hatten uns immer nahegestanden, aber keine von uns war übertrieben gefühlsbetont, und so dauerten die Gespräche meist auch nur wenige Minuten. Sie hatte immer noch vor, Te Aroha den Rücken zu kehren, und sogar schon ihre Kündigung eingereicht und ein Visum für Großbritannien beantragt.

In dieser Hinsicht hatten wir Glück, denn wir hatten britische Vorfahren. Von einer Seite her kamen meine Großeltern aus der Ukraine, von der anderen aus England. So war es uns schon in die Wiege gelegt, immer wieder, ob als Pioniere oder Reisende, zu neuen Ufern aufzubrechen.

»Dann kommst du also nicht nach New York?«, fragte ich sie eines Abends, nachdem sie mir erzählt hatte, dass sie ihren Flug nach Großbritannien gebucht hatte.

»Ich glaube, London liegt mir mehr. Außerdem kriege ich sowieso kein Visum für die USA.«

»Du kannst bei mir wohnen, da brauchst du keinen Job. Komm als Touristin.«

»Sei nicht albern. Du weißt so gut wie ich, dass ich es keine Minute ertragen könnte, mir den Lebensunterhalt nicht selbst zu verdienen. Da bin ich nicht anders als du.«

»Na schön. Aber du kommst mich doch besuchen?«

»Klar. Und du besuchst mich in London?«

»Selbstverständlich. Eine Reise dorthin ist längst überfällig.«

Je länger ich darüber nachdachte, desto deutlicher spürte ich, wie sehr ich die Stadt vermisste. Das kühle Wetter, die finsternen alten Gebäude, Straßen, die einen mal hierhin, mal dorthin führten, Wege, die sich wie Tentakeln schlängelten und nicht schnurgerade an Wohnblocks vorbeiführten wie die Avenuen in New York.

Seit ich mit Simón zusammen war, hatte ich nur einmal eine Stippvisite dort gemacht, denn wir waren beide beruflich sehr eingespannt. Allerdings hatte ich noch Kontakt zu Chris, meinem besten Freund aus meinen Londoner Tagen. Seine Band Groucho Nights stand offenbar kurz vor dem großen Durchbruch. Denn er und sein Cousin Ted, der Bandgitarrist, hatten bei einer Party zufällig Viggo Franck, Leadsänger der Holy Criminals, kennengelernt, und sie hatten sich auf Anhieb glänzend verstanden. Daraufhin war ihnen angeboten worden, sich als Vorgruppe der berühmten Rockgruppe für ein Konzert in der Brixton Academy zu bewerben, eine Chance, von der Bands wie die von Chris ihr Leben lang träumten.

Chris und ich waren uns erstmals bei einem Konzert der Black Keys im Hackney Empire begegnet, wo wir beide in der ersten Reihe saßen. Ich war allein hingegangen, weil ich noch fremd in der Stadt war, und wir waren zusammengestoßen, als wir gleichzeitig aufsprangen, um das Plektrum des Leadsängers zu fangen. Ganz Gentleman, überließ er es mir, und ich spendierte ihm zum Dank nach dem Konzert einen Drink. Uns verband, dass wir beide neu in London waren und beide ein Saiteninstrument spielten, ich Geige und er Bratsche. Allerdings war er inzwischen fast ganz auf Gitarre umgestiegen, die in der Rockszene einen ganz anderen Stellenwert hat. Wenn es

zum Auftrittsort und zum Programm passte, hatte ich hin und wieder bei seiner Band mitgefiedelt.

Ich entschloss mich, ihn anzurufen. Zwar würde es in London schon später Abend sein, aber Chris war Musiker, er war sicher noch wach.

Seine Stimme klang verschlafen.

»Erzähl mir nicht, dass du schon im Bett warst. Du bist ein Rockstar!«

»Summer?«

»Genau die. Was gibt's Neues?«

Ich hörte das leise Rascheln von Stoff, wahrscheinlich seine Decke, als er sich aufsetzte. Er lag offenbar tatsächlich schon im Bett.

»Wir haben den Gig.«

»Mit den Holy Criminals? Ich fasse es nicht! Warst du mit Viggo Franck im Bett, um den Auftritt zu kriegen?«

»Sei nicht albern.«

»Wie ist er denn so?«, bohrte ich nach.

»Viggo?«

»Na klar, Viggo. Oder meinst du, ich stehe auf den Schlagzeuger?«

»Oh, er würde dir gefallen. Alle Mädchen sind hin und weg von ihm. Was ich nicht ganz verstehe. Aber das ist nun mal das Problem von uns netten Kerlen – wir sind immer nur der gute Freund und nie der Lover. Die fiesen Typen kriegen die Braut.«

»Simón ist ein netter Kerl«, frotzelte ich.

»Ja, stimmt.« Er wurde plötzlich ernst. »Aber bist du auch glücklich mit ihm?«

Ich antwortete nicht gleich, weil ich nicht wusste, wie ich es ausdrücken sollte. Wie sollte man jemandem erklären, dass



man drauf und dran war, den nettesten Mann der Welt zu verlassen, nur weil er zu nett war?

»Was ist los, Summer? Du rufst doch nicht an, bloß um zu plaudern. Das ist nicht deine Art.«

»Ich weiß nicht. Irgendwie bin ich durch den Wind. Mein Geigenlehrer ist gestorben, Mr. van der Vliet. Ich weiß nicht, ob ich dir mal von ihm erzählt habe.«

»Doch, das hast du. Aber er war ja wohl nicht mehr der Jüngste, oder? Hatte ein langes, erfülltes Leben. Und war stolz auf dich.«

»Ich glaube, er hat sich umgebracht«, stieß ich unbeholfen hervor.

»Ach, du lieber Himmel! ... Das tut mir leid. Bist du okay?«

»Ehrlich gesagt, nein. Ich ... ich weiß nicht, was mit mir los ist. Ich wollte einfach deine Stimme hören.«

»Du weißt, ich bin für dich da, wann immer du mich brauchst.«

»Ja, das weiß ich. Dann ... alles Gute für euren Gig – ist das bald?«

»Nächsten Monat. Übrigens fehlst du uns. Es ist nicht mehr dasselbe, seit du nicht mehr da bist.«

»Quatsch.«

»Nein, wirklich. Du hast der Sache einen besonderen Touch gegeben. Hey, vielleicht wären wir alle schon längst berühmt, wenn du uns nicht verlassen hättest.«

Als ich an diesem Abend heimkam, war es schon sehr spät. Simón war noch wach und wartete auf mich. Die langen Beine an den Knöcheln überkreuzt, saß er am Frühstückstresen und starrte vornübergebeugt auf die Arbeitsplatte, obwohl keine Zeitung vor ihm ausgebreitet war. Doch auf dem Tresen lag

etwas. Ein Buch, allerdings zugeschlagen. Dominiks Buch, wie mir mit Schrecken klar wurde.

Im Gegensatz zu sonst sprang er nicht auf, um mich zu begrüßen. Er schien wie in einem Schleier aus Erschöpfung gefangen.

»Hallo«, sagte ich, um das Eis zu brechen.

Mit mattem Lächeln sah er auf. Sein Blick war warm, aber wie der eines kranken Pferds, das seinen Besitzer mit einem Gewehr auf sich zukommen sieht.

»Hey, Baby«, sagte er. »Komm, umarme mich.«

Dabei öffnete er weit die Arme, und ich drückte mich an ihn. Er weinte. Ich spürte, dass seine Schultern bebten, und mein Hals wurde nass von seinen Tränen.

»Was ist?«, fragte ich sanft.

»Du liebst Dominik noch immer.« Es war eine Feststellung, keine Frage.

»Wir haben uns seit zwei Jahren nicht gesehen«, erwiderte ich.

»Aber du streitest nicht ab, dass du ihn liebst.«

»Ich ... «

Er wies auf das Buch auf dem Tresen.

»Es handelt von dir. Zwar an einem anderen Ort und zu einer anderen Zeit, aber trotzdem, das bist du.«

»Du hast es gelesen?«

»Genug, um das zu wissen. Tut mir leid, ich hätte nicht in deinen Sachen stöbern sollen, aber du warst nicht mehr du selbst. Ich habe mir Sorgen gemacht.«

»Schon in Ordnung. Ich hätte das Buch nicht behalten dürfen.«

Ich hatte tatsächlich versucht, es wegzuworfen, weil schließlich immer die Möglichkeit bestand, dass es Simón in die Fin-

ger fiel. Nicht, dass ich ihm misstraute. Aber er hatte diese Art zu klammern, als wüsste er, dass ich ihm nicht gehörte, als suchte er ständig nach einem Beweis, dass ich ihn nicht wirklich liebte. Doch ich liebte ihn wirklich, auch wenn es eher tiefe Zuneigung als Leidenschaft war.

Er hob mein Kinn und strich mir eine Locke aus dem Gesicht.

»Es wird nie funktionieren«, sagte er.

»Wie meinst du das?«

Ein dumpfer Schmerz breitete sich in meinem Brustkorb aus.

»Wir suchen nicht das Gleiche, Summer. Ich liebe dich, aber du würdest mit mir nicht glücklich werden. Und ich würde den Rest meines Lebens versuchen, etwas festzuhalten, das ich nie besessen habe.«

»Sei nicht albern«, protestierte ich, jetzt mit einer Spur von Panik in meiner Stimme. »Das ist nur ein Buch, es bedeutet nichts. Wir können darüber reden, einen Weg finden ... «

»Ich möchte eine Familie gründen, Kinder haben. Und du nicht. Du weißt doch, es heißt, ein Vogel und ein Fisch können sich ineinander verlieben, aber wo bauen sie ihr Nest?«

Ich stotterte, wollte einen triftigen Grund finden, um ihm zu widersprechen, aber es gab keinen.

»Ich habe mit Susan gesprochen«, fuhr er fort.

»Du hast meiner Agentin gesagt, dass du Schluss mit mir machst, bevor du es mir mitteilst?«

Ich spürte, dass mein Gesicht rot wurde, denn Zorn wallte in mir auf statt Tränen. Ich ballte die Hände zu Fäusten und schlug ihm auf die Brust. Er hielt meine Handgelenke fest und zog mich wieder an sich.

»Natürlich nicht. Ich habe nur angedeutet, dass du vielleicht

eine Pause brauchst. Schließlich sehe ich doch, wie gelangweilt und frustriert du bist. Selbst die besten Musiker müssen mal ausspannen, brauchen eine Veränderung.«

Dagegen ließ sich nichts einwenden. Ich spielte nun schon seit Jahren ständig dieselben Stücke und trug in meinen Konzerten sogar immer dieselben Kleider. Es wurde schal. Ich war müde, ausgelaugt. Nicht einmal bei den Aufnahmen zu meinem neuesten Album mit südamerikanischer Musik war ich mit dem Herzen dabei gewesen. Es war Simóns Heimat, nicht meine. Auch wenn ich mir beim Spielen der Melodien das Land vorstellen konnte, von dem er mir so viel erzählt hatte, sprang kein Funke über, wie es bei neuseeländischen Komponisten geschah. Da hatten mich selbst die Rocksongs mehr gepackt, die ich mit Chris und seiner Band gespielt hatte, als wir durch die Bars und Pubs in Camden gezogen waren. Aber wahrscheinlich ist das ein verbreitetes Problem, wenn man mit dem, was man liebt, sein Geld verdient. Die Musik war mein Beruf geworden, und ganz allmählich eher ein Job, der mich zu nerven begann.

»Willst du, dass ich ausziehe?«

»Nein, ich möchte, dass du für immer an meiner Seite bleibst. Aber das funktioniert nicht, für keinen von uns«, sagte er sachlich. »Auch ich werde eine Pause einlegen. Ich fahre zwei Wochen nach Venezuela und besuche meine Familie. Mein Flug geht morgen früh. Du kannst frei entscheiden, was du tun willst.«

In dieser Nacht liebten wir uns, und dann noch einmal, um drei Uhr morgens, als er mich mit einem wilden Kuss weckte und danach so ungestüm fickte wie noch nie. Die wenigen Stunden bis zu seinem Abflug verbrachten wir eng umschlungen. Dabei redeten und lachten wir wie alte Freunde.

»Wenn es doch immer so sein könnte wie jetzt«, sagte ich,

als er sich aus meiner Umarmung löste, um sich für die Abreise fertig zu machen.

»Wir sind wohl einfach nicht füreinander geschaffen«, entgegnete er. »Ich wollte mir das bloß nicht eingestehen. Wo wir doch so viele Gemeinsamkeiten haben ...«

Ich sah ihm zu, als er sich anzog. Er schlüpfte in seine zerrissene Jeans, ohne sich um Unterwäsche zu scheren. Sein dichtes braunes Haar verdeckte sein Gesicht, als er den Gürtel schloss und die Gürtelschließe mit dem silbernen Totenschädel zurechtrückte. Seine Muskeln spannten sich, als er ein enges weißes T-Shirt über den Oberkörper zog, das die Sicht auf sein dichtes Brusthaar verbarg. Er nahm eine Kette mit einer silbernen Feder als Anhänger, die ich ihm letztes Jahr zu Weihnachten gekauft hatte, und legte sie sich um den Hals. Simón machte sich viel aus schönen Dingen und war folglich der am leichtesten zu beschenkende Mann, den ich kannte.

Als er sich auf die Bettkante setzte, um seine Schlangenlederstiefel mit den roten Sohlen anzuziehen, umschlang ich seine Taille mit den Beinen.

»Du kannst mich nicht ewig so festhalten«, sagte er. »Sonst krieg ich nie die Schuhe an.«

Vor dem Taxi, das er sich für die Fahrt zum Flughafen bestellt hatte, gab er mir einen langen Kuss und umarmte mich, bis der Taxifahrer sichtlich ungeduldig wurde.

»Werd keine Fremde. Bleib in Kontakt.«

»Das werde ich.«

Und dann sah ich zu, wie das Auto losfuhr und Simón aus meinem Leben beförderte.

Ich trottete zurück in die Wohnung und setzte mich an den Frühstückstresen. Dominiks Buch lag immer noch da. Ich nahm es zur Hand und blätterte es noch einmal durch, über-

flog die Zeilen von der rothaarigen Heldin, der es in Paris offensichtlich nicht an Liebhabern gemangelt hatte. Dominik und ich hatten es nicht geschafft zusammenzuleben. Für Häuslichkeit waren wir beide extrem ungeeignet. Aber beim Sex waren wir das perfekte Paar gewesen. Und obwohl es einfach lächerlich und auch schrecklich schien, darauf eine Beziehung aufzubauen, war es für mich vielleicht das einzig Wahre. Man kann versuchen, seiner Natur ein Schnippchen zu schlagen, aber letztlich holt sie einen doch immer ein.

»Für S.

Auf immer dein.«

Ob er wohl noch an mich dachte? War er nur zu fantasieelos gewesen, um sich eine Geschichte aus den Fingern zu saugen, sodass er sich einer kaum veränderten Lebensgeschichte bedienen musste, damit die weibliche Hauptfigur stimmig war? Oder bedeutete es, dass er mich einfach nicht aus dem Kopf bekam? Ich jedenfalls bekam ihn nicht aus meinem.

Oh, Dominik, wie schaffst du es nur, nach zwei Jahren und Tausende von Meilen entfernt immer noch so starken Einfluss auf mein Leben zu haben?

Ich legte den Kopf auf die Arme und fing an zu weinen, Tränen benetzten die Seiten. Sie wurden rasch so nass, dass sie zu schrumpeln begannen.

Eine halbe Stunde später griff ich zum Telefon und wählte eine Nummer.

Irgendwo in Camden Town klingelte ein Telefon.

Chris nahm ab.

»Himmel, Summer! Was ist passiert? Erst sprechen wir Ewigkeiten nicht miteinander, und dann rufst du zweimal in einer Woche an?«

»Ich komme nach London. Mit dem nächsten Flug.«

»Toll«, sagte er und lebte hörbar auf. »Dann kommst du noch rechtzeitig zu unserem Auftritt. Vielleicht schaffe ich es ja sogar, dich wieder auf die Bühne zu holen.«

»Wie in den guten alten Zeiten?«

»Besser«, erwiderte er. »Viel besser.«



Vina Jackson

## **80 Days - Die Farbe der Erfüllung**

Band 3 Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 384 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-570-58523-8

carl's books

Erscheinungstermin: Januar 2013

Junge, urbane, moderne Erotikliteratur!

Zwei Jahre nach ihrer Trennung von Dominik lebt Summer in New York. Doch trotz des musikalischen Erfolgs ist sie unerfüllt. Sie kann Dominik nicht vergessen. Deshalb entschließt sie sich, den Dirigenten Simon zu verlassen und nach London zurückzukehren. Dominik lebt immer noch in Hampstead, wo er seinen neuen Roman schreibt. Er möchte darin die Geschichte der Geige erzählen, die er Summer geschenkt hat. Dabei wird die zärtliche Erinnerung an Summer immer stärker. Nach einem Konzert in der Royal Albert Hall, bei dem Summer als Gaststar auftritt, ist die erotische Spannung zwischen ihnen schier unerträglich. Doch sie enthalten sich, denn beide glauben, der andere sei in einer festen Beziehung. Als Dominik erzählt, was er über die Geschichte und den wahren Wert ihrer Geige herausgefunden hat, gesteht Summer ihm, dass sie ihr gestohlen wurde. Sie bittet ihn, ihr bei der Suche nach dem Instrument zu helfen. Diese führt sie nach Paris, Berlin und Barcelona, wo ihre Liebe und ihre Leidenschaft endlich zur Erfüllung kommen ...